

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2012

Paul Nolte: Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart.

München: Verlag C.H.Beck, 2012, 512 S., ISBN: 978 3 406 63028 6

Die Berufung auf Demokratie ist mittlerweile ubiquitär geworden: Fast jede Protestbewegung, Rebellion oder Revolution, ja auch Staaten, die nach westlichen Maßstäben diktatorisch regiert werden, legitimieren sich als demokratisch. In den etablierten Demokratien wächst zwar das Unbehagen an den klassischen demokratischen Instrumentarien, doch geschieht dies mit dem Anspruch, Demokratie weiterzuentwickeln und ihre Versprechen einzulösen, nicht sie abzulösen. Was Demokratie ist, verschwimmt zunehmend, wenn jeder sie im Munde führt und sich als Quelle höherer Einsicht *sui generis* in der politischen Auseinandersetzung zunutze macht. Demokratie werde „jetzt unsicherer, amorpher, vielgestaltiger“ (S. 13), so der Beweggrund für den Berliner Historiker Paul Nolte, um in seinem neuesten Buch der nicht gerade originellen Frage nachzugehen: „Was ist Demokratie?“. Doch wie er der Entwicklung von Demokratie nachspürt, wie er zeitgenössische Demokratiediskurse verfolgt und zahlreiche Demokratietheorien pointiert analysiert ist höchst anregend. Nolte legt an die Geschichte und Gegenwart der Demokratie drei Erzählstränge an, die sich seit den Anfängen verflochten haben: Demokratie als Erfüllungsgeschichte, Suchbewegung und Krisengeschichte (S. 16–20). In acht großen Themenblöcken verknüpft er geschickt systematische und historische Gesichtspunkte, was ihm immer wieder interessante Querverweise erlaubt. Die Aneinanderreihung der insgesamt 76 knappen Unterkapitel, oftmals griffig betitelt, gerät hingegen etwas additiv, mitunter sprunghaft und erlaubt sich die eine oder andere Redundanz. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf Europa und den USA, auch wenn immer wieder der Blick auf anderen Staaten der Welt wie Israel, Indien oder Japan liegt.

Zunächst geht Nolte den „Anfängen“ der Demokratie nach. Die „Erfindung“ (26) in Athen aus der politischen Praxis heraus nahm nicht die moderne Entwicklung vorweg, prägte aber stark die demokratische Erinnerungskultur. An der eigentlich aristokratischen römischen Republik würdigt er die Rechtsordnung als Voraussetzung moderner Demokratie. Sodann sieht Nolte bei den frühneuzeitlichen Stadtrepubliken Vorformen der Demokratie in den Ständeversammlungen und dem Freiheitsbewusstsein der Bürger (S. 61), um anschließend den Aufbruchcharakter und die Grenzen der Aufklärung für die demokratische Entwicklung zu diskutieren. Im zweiten Themenblock verfolgt Nolte den zunehmenden, aber nicht immer notwendigen, mitunter ambivalenten Beitrag von „Revolutionen“ zur demokratischen Entwicklung: von der „Glorreichen Revolution“ 1688/89 über die amerikanische 1776 und französische 1789 bis hin zur deutschen Revolution 1848/49. Er betont die dabei ausgelöste „Fundamentalpolitisierung“ (S. 95) und die Nationsidee als *Movens* für die demokratische Entwicklung, unterschlägt dabei freilich die exklusive und aggressive Seite des Nationalismus, auf die Dieter Langewiesche schon für das 19. Jahrhundert hingewiesen hat. Im 20. Jahrhundert hingegen ließen die Revolutionen zum Beispiel in Russland oder China bewusst die liberalen Freiheitsrechte und die parlamentarische Republik hinter sich und führten zu extremer Gewalt. Erst seit Mitte der siebziger Jahre sieht der Autor eine Rückkehr zur demokratischen Revolution, jüngst bestätigt von den Vorgängen in Nordafrika.

Im dritten Abschnitt untersucht Nolte die Entwicklung der „Ordnungen“ der Demokratie: Parlamente als Ausdruck repräsentativer Demokratie, die heute unter Druck gerät; Parteien als Vertreter von Überzeugungen und Interessen, deren Bindekraft heute zurückgeht; Opposition als Exponent der Endlichkeit demokratischer Herrschaft und als Kontrolleurin der Regierung, was heute zunehmend außerhalb des Parlaments von Bürgern und Massenmedien besorgt wird; Gewaltenteilung, die heute an „Strahlkraft“ (128) verloren hat; Wahlen, die heute wenig dramatisch ablaufen; Rechtsstaat als Ausdruck der Demokratie oder Vorstufe für weitere Demokratisierung; Religionsfreiheit und Menschen- und Bürgerrechte als Teil von Verfassungen; Verfassungen und gelebte Verfassungskultur; Erziehung zu demokratischen Tugenden als Garant demokratischer Institutionen; Öffentlichkeit als Motor der Demokratisierung. In einem vierten Schritt skizziert Nolte die demokratischen „Expansionen“: die Entwicklung vom Zensus- zum allgemeinen Wahlrecht, die politische Durchdringung der Gesellschaft, die zunehmende demokratische Teilhabe von Arbeitern, Frauen und Schwarzen sowie die ambivalente Verbindung von Sozialstaat und Demokratie vor allem nach 1945. Doch Demokratien sind „Krisen“ schon immer inhärent, so Nolte im folgenden Abschnitt. Mit dem Durchbruch der Massengesellschaft um 1900 sieht er die Sehnsucht nach Gemeinschaft und zugleich Führung wachsen. Trotz des „kurzen Frühlings“ (S. 239–246) der Demokratie nach dem Ersten Weltkrieg erschien die klassische Demokratie als Auslaufmodell. Eine führerbetonte (Max Weber) oder eine antiliberalen Demokratie ohne Parlamentarismus (Carl Schmitt) oder gar eine vom Volk gestützte Diktatur fanden ihre Fürsprecher, was bekanntlich in Teilen Europas zu faschistischen oder kommunistischen Herrschaften führte.

Aus dieser Entwicklung heraus analysiert Nolte im nächsten Kapitel die „Lernprozesse“, die zunächst zu einem bescheidenen bzw. realistischen Demokratiebegriff (Joseph Schumpeter, Karl Popper) führten, wie er sich in dem repräsentativen Modell des Grundgesetzes niedergeschlagen hat. Zwar zunehmend nach außen triumphalistisch als antikommunistische Ideologie des Westens im Kalten Krieg instrumentalisiert, wies die demokratische Kultur im innern Defizite auf, wie sie Ralf Dahrendorf beschrieb, der die Konfliktscheu der Bundesbürger kritisierte und den Rückfall in autoritäre Strukturen perhorreszierte. Aus diesem Unbehagen an der institutionell gebundenen Demokratie entwickelten sich seit den 1960er Jahren Forderungen nach „mehr Demokratie“, staatlicherseits durch die Emanzipationsversprechen der sozial-liberalen Koalition, gesellschaftlich durch die Protestbewegungen in den USA und Europa, welche mehr Partizipation und die Ausweitung der Demokratie auf alle Lebensbereiche forderten. Zu welchen „Erweiterungen“ des repräsentativ-elektoralen Modells diese Dynamisierung der Demokratie seit den 1970er Jahren geführt hat, thematisiert Nolte im nächsten Abschnitt. Bei aller Sympathie für Ergänzungen der klassischen Demokratie durch die Idee der Zivilgesellschaft, durch Bürgerbewegungen, Plebiszite, die egalisierende Wirkung des Konsums, den Diskurs in einer deliberativen Gesellschaft, durch digitale Medien oder durch den Kontroll- und Transparenzanspruch einer „monitory democracy“ – die Grenzen und Gefahren dieser Partizipationsformen blendet der Autor nicht aus. Vielmehr bleibt er nüchtern gegenüber den Verheißungen von „mehr Demokratie“, betont die Notwendigkeit stabiler Institutionen, die durch klare Verfahren Legitimation schaffen. Schließlich diskutiert Nolte im letzten Kapitel ausgewogen die „Spannungen“, denen Demokratie weiterhin ausgesetzt ist: zum Kapitalismus, zum Islam, zur Gewalt, zum Staat und zu ihrem globalen Anspruch als universeller Wert.

Nolte hat ein gut lesbares Buch vorgelegt, das für eine breite Leserschaft die verschlungene und verästelte wie auch ambivalente Geschichte der Demokratie differenziert und kenntnisreich darstellt und den Blick auf die Gegenwart nicht scheut. Dass die Verfahren der repräsentativen Demokratie „nie glatt und bequem“ sind, gab Bundespräsident Theodor Heuss schon in seiner Silvesteransprache 1949

seinen Landsleuten mit auf den Weg; dass sie auch nicht unangefochten waren, sich wandeln und Erweiterungen bedürfen, macht Nolte mit historischer und politikwissenschaftlicher Tiefenschärfe deutlich. Am Ende gibt er freilich keine klare Antwort, was denn nun Demokratie ausmacht und nach welchen Kriterien ein Staat als demokratisch zu gelten hat. Das liegt wohl auch in der Natur der Sache, nämlich der Wandelbarkeit und Vielschichtigkeit von Demokratie. Gerade in dieser Unabgeschlossenheit des demokratischen Projekts, in seiner „Offenheit und Verletzlichkeit“ (S. 473) und in der Fähigkeit zur Selbstreflexion und Anpassungsfähigkeit sieht er die Vorzüge einer dynamischen Demokratie. Letztendlich schreibt Nolte trotz der konstatierten Krisen, Rückschritte und Suchbewegungen eine „Erfüllungsgeschichte“ der Demokratie. Bei aller historischen Kontingenz trifft er eine normative Vorentscheidung, dass Demokratie nicht beliebig ist und uns nicht gleichgültig sein darf, „weil sie die Existenzgrundlage unserer freien Lebensverfassung betrifft“ (S. 23) und nicht leichtfertig durch den „suggestiven Begriff der ‚Postdemokratie‘“ aufs Spiel gesetzt werden solle (S. 471). Zweifel an einer zu weitgehenden, ineffizienten Demokratisierung, wie sie Laszlo Trankovits mit seiner Forderung „Weniger Demokratie wagen!“ äußert, erscheinen dann unangebracht. Nolte ist optimistisch über die weltweiten Zukunftsaussichten der Demokratie. In der Entwicklung zu einer „multiplen Demokratie“ (S. 421–425), in der sich klassische Elemente mit neuen Partizipationsformen überlappen, sieht er eine zeitgemäße Antwort auf die Herausforderungen der Gegenwart. Demokratie wird zum unausgesprochenen Telos des Historikers Nolte, wenn er hier in die Rolle des Demokratiepädagogen schlüpft. Das verdient gesellschaftliche Anerkennung, erschwert aber auch die wissenschaftliche Falsifikation.

Stuttgart

Ernst Wolfgang Becker